

ERSTER TEIL
DIE HINTERGRÜNDE

Die Fragestellung

Nachts blieb er mit seinem Stern allein.

Georg Trakl, Kaspar-Hauser-Lied

Kinder sind gerne Tiere. Sie können das Empfinden des Tieres noch gut nachvollziehen. Tiere denken nicht, sie sind aufmerksam, erfassen die Welt instinktiv, mit Augen, Ohren, Nase und Haut. Angst treibt sie an, und doch sind sie furchtlos. Ihr Bewusstsein besteht letztendlich aus Bedürfnissen und deren Befriedigung. Sie fühlen sich wohl in Verstecken.

Ich war drei Jahre alt, als ich eines Sommertags auf Händen und Knien der Katze unter den Bungalow nachkroch, um ihr beim Verschlingen einer Schlange, die sie mit einem gezielten Nackenbiss soeben getötet hatte, zuzuschauen. Das Reptil blutete noch aus dem halb abgebissenen Kopf. Die Katze stierte mich zunächst argwöhnisch an, als wollte ich ihr die Beute streitig machen. Doch sie erkannte mich bald als artfremd und machte weiter, ohne mich zu beachten.

Ich hielt lange inne und fixierte das gefräßige Tier mit meinem Blick, als wäre ich selbst eine Katze. Doch zunehmend nahm ich den modernden Geruch des feuchten Bodens wahr. Die Stille, die Dunkelheit, die Enge und die Einsamkeit des Unterschlupfs wurden mir allmählich unheimlich. Panik stieg in mir auf, und ich spürte plötzlich eine starke Sehnsucht nach meiner Mutter und nach dem hell-

lichten Tag. Augenblicklich wollte ich mich von der Tierwelt verabschieden. Auch wenn ich gerne Tier gespielt hatte, war ich eben ein Mensch. Ich kroch eilig in die Gesellschaft meiner Artgenossen zurück.

Manche Kinder können nicht mehr zurück. Sie verirren sich im Wald oder in einer Wildnis und finden nicht mehr nach Hause. Wenn sie nicht bald sterben, was sicherlich meistens der Fall ist, verwildern sie rasch. Offenbar kann das Menschenkind innerhalb weniger Tage vertieren. Im finnischen Hinterland etwa verlaufen sich Kinder immer wieder im Wald. Nationalgardisten werden dann angehalten, das Terrain Meter für Meter sorgfältig zu durchkämmen. Die Suchmannschaft weiß aus Erfahrung, dass verirrte Kinder nicht immer reagieren, wenn man sie ruft. Es kommt sogar vor, dass sie vor ihren Rettern manchmal zurückweichen und tiefer in den dichten Wald fliehen.

Das vorliegende Buch handelt von solchen Menschen, zumeist Kindern, aber doch auch hin und wieder Erwachsenen, die sich freiwillig oder auch nicht aus der menschlichen Gemeinschaft entfernen und in einem verwilderten Zustand überlebt haben.

Es gibt mehrere Wege aus der Menschengemeinschaft. Manche verirrten sich im Wald, manche wurden von grausamen Fürsorgern schlichtweg ausgesetzt, manche erlitten Schiffbruch. Wie dem auch sei. Sie vergessen uns bald – je jünger, desto vollständiger – und schlagen sich ohne die tradierten Strategien unserer Gattung durch. Den Berichten zufolge lebten einige von ihnen als Zöglinge unter Tieren – Wölfen, Bären, Pantheren, Schafen, Schweinen, Affen –, andere hingegen überlebten ohne Kontakt zu anderen Lebewesen in völliger Isolation.

Doch egal, wie sie in diesen Ausnahmezustand gerieten, wir lernen sie erst nach der oft traumatischen Wiederbegegnung mit der Zivilisation kennen. Sie werden üblicherweise von ihren Rettern mit Zwang in unsere Mitte zurückgeholt. Einmal unter uns, finden sie sich aber äußerst selten zurecht. Meistens verkommen sie oder fristen ein elendes Dasein als Außenseiter. Dieter E. Zimmer hat sie passend »Tarzans arme Vettern« genannt. Ob sie in freier Bahn glücklicher wären, was Sentimentalisten für möglich halten, bleibt mangels Beweises dahingestellt. Es gibt kaum Augenzeugenberichte

über ihr Leben in der »Freiheit«. Es verwundert aber nicht, dass dieses Dasein an der Grenze zwischen Mensch und Tier reichlich Stoff für Mythen, Märchen und Horrorgeschichten liefert.

Und natürlich fasziniert das Thema Philosophen, Psychologen, Soziologen und Sprachwissenschaftler, denn es verspricht, einige der Geheimnisse der Menschwerdung zu lüften: Ist der Mensch das Ergebnis seiner Natur oder der Einflüsse seiner Umwelt? Lernt der Mensch auch ohne andere Menschen eine Sprache? Was macht den Menschen zum Menschen? Auf den folgenden Seiten werden wir viel Gelegenheit haben, zu diesen Fragen Stellung zu nehmen.

Letztendlich aber bleibt der wilde Mensch eine Ausnahme in der langen Geschichte unserer Gattung, was ihn zu einem interessanten Gegenstand der Forschung macht. Seit Jahren bin ich auf der Suche nach ihm. In dieser Zeit habe ich mit größter Sorgfalt unzählige Werke in vielen Sprachen und aus vielen Ländern und Jahrhunderten durchstöbert, um seine Spuren zu sichern. Weit über einhundert Fälle, manche bekannt, manche unbekannt, habe ich aufgenommen. Das ist die bisher umfangreichste Zusammenstellung auf diesem Gebiet.

Das vorliegende Werk gibt im Detail alle von mir recherchierten Fälle wieder. Im Übrigen finden die Leserin, der Leser, zur Einführung eine Erläuterung des Phänomens aus historischer, philosophischer und psychologischer Sicht, die hoffentlich die nötigen Vorkenntnisse liefert, damit man ein eigenes Urteil wird fällen können. Doch so ausführlich dieses Buch auch sein mag, der wilde Mensch bleibt in den allermeisten Fällen ein stummer Zeuge seiner eigenen Geschichte und gibt nur selten sein letztes Geheimnis preis. Ich habe Berichte gelesen, Foto- und Videodarstellungen gesehen, habe vielen glaubwürdigen Menschen, die ihn aus erster Hand erlebt hatten, in Briefen und Gesprächen alle erdenklichen Fragen gestellt und befinde mich noch immer auf der Suche nach ihm.

Gibt es ihn nun wirklich oder nicht? Diese Frage werden Sie bald selbst beantworten können.

Kapitel 1

Die Grenze zwischen Mensch und Tier

So viel ist klar: Es liegt in der Natur des Menschen, an eine Verbrüderung mit den Tieren glauben zu wollen. So artfremd das Tier auch sein mag, so groß ist die Freude, wenn wir eine Gemeinsamkeit zu erkennen glauben. Die schnurrende Katze schmiegt sich ans Menschenbein. Wir deuten dies gerne als Zuneigung und nicht als Ausdruck eines territorialen Anspruchs. Die Ergebenheit des Hundes verstehen wir lieber als Treue denn als hierarchisches Verhalten. Man will vielleicht durch diese Annäherung das Bedrohliche an dem Tier ausschalten oder zumindest abschwächen.

Beim Menschenaffen stoßen wir auf die unmittelbare Grenze, die den Menschen vom Tier unterscheidet. Denn hier gilt es zuerst festzustellen, ob wir überhaupt verschieden sind. Der Name des malaysischen Orang-Utan bedeutet »Waldmensch«, was darauf hinweist, dass die malaysischen Stämme diese Nachbarn im Wald möglicherweise einst als artverwandt betrachteten.

Ein punischer Reisebericht aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert – heute nur noch in einer griechischen Übersetzung erhalten – erzählt von der Seefahrt des Karthagers Hanno, der etwa 500 v. Chr. an der Westküste Afrikas bis Sierra Leone oder Guinea entlang segelte. Das Schiff sei in eine Bucht eingefahren und erreichte eine

große Insel. Dort stießen die Karthager auf einen See, in dessen Mitte wieder eine Insel lag. Auf dieser Insel seien Hanno und seine Matrosen auf nackte, wilde, stark behaarte Einheimische gestoßen. Ein Ortskundiger bezeichnete diese als *gorillai*. Die Karthager beschlossen, einige dieser exotischen *gorillai* einzufangen, doch die meisten flohen in den Wald. Nur drei Nachzüglerinnen konnten schließlich dingfest gemacht werden. Sie wehrten sich aber so heftig, dass den Karthagern nichts anderes übrig blieb, als sie zu töten. Sie konnten lediglich die Felle als stummes Zeugnis nach Karthago zurückbringen, wo diese viele Jahre im Moloch-Tempel zusammen mit einer Abschrift des Berichts ausgestellt wurden.

Noch im 18. Jahrhundert war über die Menschenaffen in Europa so wenig bekannt, dass die klugen Köpfe der Aufklärung unschlüssig waren, wie sie sie einordnen sollten. Während Linné die Menschenaffen 1735 bereits als Pongiden, nicht als Hominiden klassifiziert hatte, zögerten andere Zeitgenossen mit der endgültigen Zuordnung. Für Herder stand die »Denkungskraft« des Affen »dicht am Rande der Vernunft«. Jean-Jacques Rousseau mutmaßte wiederum in seinem ›*Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*«, dass die Pongiden, die Mandrille und die Orang-Utans gleichzusetzen wären mit jenen Satyren, Faunen und Sylphen, die man in der Antike für Götter gehalten hatte. »Vielleicht wird man nach eingehenden Recherchen herausfinden, dass sie Menschen sind«, wagte er zu behaupten. Der schottische Naturwissenschaftler James Burnet, Lord Monboddo, drückte 1779 in seinem Werk ›*Antient Metaphysics*« die Hoffnung aus, dass ein Orang-Utan, der damals gerade auf einem französischen Schiff nach Europa gebracht wurde, möglicherweise zu menschlichen Fähigkeiten erzogen werden könnte. Diese Hoffnung gab man auch im 20. Jahrhundert nicht auf. Es kam – vor allem in den Vereinigten Staaten – zu mehreren Versuchen, Gorillas und Schimpansen die Menschensprache in Form einer Zeichen- oder Gebärdensprache beizubringen.

In den Mythen aller Völker – immerhin sind Mythen auch tradiertes Wissen schriftloser Kulturen – rücken Menschen und Tiere stets eng zusammen, bis sich die Grenze zwischen ihnen verwischt. Nicht selten wurde die Vermengung von Tier und Mensch als göttliches Wesen verehrt: die löwenartige Sphinx, der schakalköpfige

Anubis, der habichtköpfige Horus in Ägypten, der elefantenköpfige Ganesha in Indien, Zeus als Schwan oder Stier. Totemtiere, sprechende Tiere oder Menschen, die zu Tieren werden, (wie etwa die Werwölfe) sind gang und gäbe in den zahllosen Märchen und Legenden dieser Welt. Denn unter dem tierischen Äußeren suchen wir gerne nach Spuren des unlösbaren Geheimnisses der eigenen Existenz.

Doch so sehr wir auch bereit sind, das Tier aufzuwerten und es zu bewundern, wenn wir in ihm auch nur die bescheidenste Spur von Kommunikationsfähigkeit vermuten, so eifrig halten wir Menschen für artfremd, wenn sie Züge vorweisen, die zu sehr von den unseren abweichen. Unter diesem ominösen Schatten stand etwa die Begegnung Europas mit Amerika. Das »wilde« Aussehen der nackten karibischen Indianer betrachteten Kolumbus und seine Nachfolger als Freibrief, um diese zu versklaven, auszubeuten und letztendlich abzuschlachten. Es half kaum, dass Papst Paulus III. 1537 in der Bulle ›*Sublimis Deus*‹ den Fremdlingen in Neuspanien endlich eine unsterbliche Seele zugestand. Der europäische Sklavenhandel mit Schwarzafrikanern und die Sklavenwirtschaft in den amerikanischen Südstaaten waren nur möglich, solange weiße Händler und Verbraucher fest an die Minderwertigkeit der Schwarzen glaubten.

Die gleiche (eurozentrische) Einstellung veranlasste noch den jungen, aufgeklärten Charles Darwin, die Feuerländer, die er an der südlichen Spitze Südamerikas vorfand, als Menschen auf der niedrigsten Stufe der Evolution zu betrachten. Er bezweifelte, dass sie über einen eigenen Glauben verfügten. Der französische Philosoph Lucien Lévy-Bruhl – durchaus kein bekennender Rassist – vertrat noch in seinem 1922 erschienenen Buch ›*La Mentalité Primitive*‹ die Meinung, dass die Menschen »in den minderwertigen Gesellschaften ... wo der Einfluss der Weißen noch nicht eingeführt ist«, auf »vorlogischer Bewusstseinsstufe« verharren.

Die Grenze zwischen Mensch und Tier scheint also ein verschwommenes Gebiet voller Gefahren, Missverständnisse und Hoffnungen zu sein. Unsere wilden Menschen haben dieses Grenzgebiet bewohnt. Oft wurden sie deswegen als Mittler zwischen den zwei Welten gedeutet und missbraucht. Naturwissenschaftler und

Philosophen hielten (und halten) sie immer wieder für geeignete Studienobjekte, um einen Blick über die Mauer in die letztlich unerforschbare Zone des tierischen Bewusstseins zu gewähren. Aus diesem Grund versuchten einige ihrer Retter, ihnen die menschliche Sprache so schnell wie möglich beizubringen, um dadurch einen zuverlässigen Augenzeugenbericht aus der grauen Zone zu erhalten. Es hat sich selten gelohnt.